Genforschung ist schon lange nicht mehr da

GESELLSCHAFTLICHER DRUCK / *Schon vor dem Moratorium verlegte die Syngenta ihren Gentechnologiebereich ins Ausland.*

STRENG KONTROLLIERT. *Im Forschungs-Gewächshaus der Agro-Firma Syngenta in Stein werden schon längere Zeit keine gentechnisch veränderten Pflanzen mehr getestet.* FOTOS FISCH

VON FLORIAN FISCH

BASEL/STEIN. Vor einem halben Jahr wurde die Initiative für eine gentechfreie Landwirtschaft angenommen. Auch in den beiden Basel, wo fast zehn Prozent der Beschäftigten in der chemisch-pharmazeutischen Industrie arbeiten, stimmten ihr rund 51 Prozent der Bevölkerung zu. Direkt betroffen ist Syngenta, der wohl bekannteste Agroindustriekonzern, mit Sitz in Basel. Er entwickelt neben chemischen Pflanzenschutzmitteln auch gentechnisch verändertes Saatgut. Die Pflanzenschutzforschung findet in Stein (AG) statt, auf einem weitläufigen Gelände, das von einem Zaun umrandet ist.

Helge Sierotzki, ein sympathisch wirkender Mann in Jeans und Pullover, leitet hier eine wissenschaftliche Gruppe. Sie untersucht Pilze, die gegen Chemikalien resistent geworden sind, und entwickelt neue Bekämpfungsstrategien. In unzähligen Gewächskammern werden Weizen-, Apfel-, Baumwoll- und andere Nutzpflanzen aufgezogen. Besonders stolz ist Sierotzki auf die Reben: «Da haben unsere Gärtner gute Arbeit geleistet.» Die Pflanzen warten in Reih und Glied darauf, dass sie auf einem Förderband mit Chemikalien besprüht werden. Nachher wird untersucht, ob sie dadurch vor Pilzbefall geschützt sind.

Bis Ende 2002 hatte seine Gruppe noch gentechnisch veränderte Pflanzen untersucht. Dann wurde die ganze gentechnische Forschung nach England und in die USA verlegt. «Dies hatte auch interne Gründe, aber vor allem konnten wir keine Option zur Weiterführung der Experimente in der Schweiz aufzeigen», erklärt Sierotzki. Obwohl Syngenta in der Schweiz dazu am besten ausgerüstet wäre. Der Wegzug sei aber keine direkte Konsequenz aus der Abstimmung über das Gentech-Moratorium. Die Veränderungen seien, im Wissen um die Problematik, schon vorher gemacht worden. Arbeitsplätze sieht Sierotzki deswegen keine in Gefahr. «Die Schweiz bietet nach wie vor eine gute Infrastruktur, einen guten Bildungsstandard und auch einen klaren gesetzlichen Rahmen.» So könne man in der Schweiz nach wie vor gut mit gentechnischen Methoden forschen und entwickeln, ohne veränderte Pflanzen herzustellen.

ETH-Studiengang ist nahezu zusammengebrochen

Der Ruf der Syngenta in der Bevölkerung könnte besser sein. Der Konzern wird von vielen als verantwortungsloser Multi betrachtet. Gleichzeitig arbeiten in der Schweiz etwa 2600 Leute bei Syngenta. Serge Karlin arbeitet im Labor direkt mit den Pflanzen und ihren Schadpilzen, früher auch schon mit gentechnisch veränderten Pflanzen. «Ich bin auch nicht uneingeschränkt für den Einsatz von veränderten Pflanzen», erklärt Karlin. «Wir haben aber schon genug Vorschriften.» Seinen Arbeitsplatz sieht er durch das Moratorium nicht gefährdet, aber er möchte seinen Kindern keine Möglichkeiten verbauen.

Sierotzki beobachtet, dass immer mehr Forscher im Bereich der Pflanzengentechnologie ins Ausland gehen und dass bei der ETH ein Studiengang praktisch zusammengebrochen sei. «Wenn das so anfängt, dann ist am Schluss niemand mehr da, der nur schon mitreden kann.» Statt weitere fünf Jahre zu warten, hätte man lieber die im Abstimmungskampf erwähnten Probleme gesetzlich geregelt, meint Sierotzki. «Man sollte vermehrt vorschreiben, welche Bedingungen genau eine Pflanze erfüllen muss, damit sie eingesetzt werden kann.»

AUS ERSTER HAND

«Ich forsche aus purem Interesse»

HANNES VOGLER *über seine Forschung mit Gentechnologie*

BASEL. Hannes Vogler studiert, wie Pflanzen die Ausbreitung von Viren in ihrem Gewebe unterdrücken. Als Post-Doktorand arbeitet er mit gentechnischen Methoden am Botanischen Institut der Universität Basel.

***bz*: Die Schweizer haben das Gentech-Moratorium angenommen. Was bedeutet das für Sie?**
HANNES VOGLER: Für mich heisst dies im Alltag gar nichts. Die Grundlagenforschung in unserem Labor kann weiterhin betrieben werden. Generell finde ich es nicht so dramatisch. Man sollte die Zeit dazu nützen, Risiken zu erforschen, um herauszufinden, wie man unangenehme Dinge verhindern kann, wie zum Beispiel die Verbreitung eines Transgens durch Pollen. Der gesellschaftliche Druck hat bis jetzt keine Auswirkung auf mein direktes Umfeld.

Wieso machen Sie diese Forschung?
Aus purem Interesse. Geld kann jedenfalls nicht der Grund sein. Mich hat schon immer interessiert, wie all diese Prozesse des Lebens funktionieren. Mein Gebiet ist ein relativ neues Gebiet. Es ist enorm interessant, in einem Gebiet zu forschen, wo regelmässig Neuigkeiten herauskommen. Dies erhöht natürlich auch den Druck und man muss Dampf machen, wenn man etwas erreichen will.

Was ist der Nutzen Ihrer Forschung für den Basler Steuerzahler?
(Lacht) Das musste ja kommen…
Ich finde generell, dass Grundlagenforschung sehr wichtig ist. Das Wissen wird nachher in Lehrbüchern und Dokumentationen weiterverbreitet, welche von den Steuerzahlern konsumiert werden. Sie heisst ja auch deshalb «Grundlagenforschung», weil diese die Grundlagen für die angewandte Forschung liefert, die vor allem in Basel sehr wichtig ist. Ich erforsche Mechanismen, womit eventuell Krankheiten bekämpft werden könnten. Dies wäre sicher auch in der Agroindustrie sehr interessant.

Was sagen Sie zu Umwelt- und Konsumentenverbänden, die Angst vor solchen Anwendungen haben?
Ich habe den Eindruck, dass diese Anwendungen für den Konsumenten selber keine negativen Auswirkungen haben. Das Problem ist wohl eher, dass viele Leute schlecht informiert sind, was sicher auch ein Fehler der Forschung selber ist. Jeder Schweizer Bürger sollte wissen, dass alle Organismen DNA enthalten. Je nach Pflanze kann der Pollenflug ein Problem sein. Dies ist sicher etwas, was man in den Griff bekommen sollte.

Was werden Sie nach dem aktuellen Post-Doktorat machen?
Ein zweites Post-Doktorat. (Lacht)

Ist es schwierig eine Post-Doktorandenstelle zu finden?
Jein. Wenn man nach ausgeschriebenen Stellen sucht, dann kann dies vor allem in der Schweiz ein Problem sein, denn die sind ziemlich dünn gesät. Aber ich habe beim Schweizerischen Nationalfonds eine Personenförderung beantragt. Dazu muss man ins Ausland gehen. Wenn man ein gutes Projekt einreicht und man in ein gutes Labor gehen kann, dann wird ein solcher Antrag normalerweise bewilligt. Zumindest in meinem Fall hat es jetzt geklappt. (ff)

Konsumenten mit Qualität überzeugen

GENTECHFREI / *Die Bauernfamilie Schürch hat sich für das Gentech-Moratorium stark gemacht. Sie muss auf ihrem Bauernhof in Reinach wirtschaftliche und ökologische Anforderungen unter einen Hut bringen.*

REINACH. Kaum haben Strasse und Tram die Agglomeration verlassen, trifft man auf den Hof von Christian und Susanna Schürch. Ein neugieriger Labrador empfängt mich freundlich inmitten der Häusergruppe des Hofes. An einer Scheunenwand hängt ein Schild mit einem Marienkäfer, das Zeichen der Bauern, die nach den Richtlinien der Integrierten Produktion (IP) wirtschaften. Christian Schürch kommt mir aus einer anderen Scheune entgegen. Er und seine Frau bereiten mir einen warmen Empfang am Küchentisch des gemütlich und einfach eingerichteten Bauernhauses.

POLITISCH AKTIV. *Familie Schürch in Reinach möchte, dass ihr Hof auch weiterhin eine gentechfreie Zone bleibt.*

Bei einer Tasse Kaffee erzählen mir die Schürchs von ihrem von der Stadt Basel gepachteten Bauernbetrieb. Mit 60 Hektaren Ackerland haben sie einen relativ grossen Betrieb. «Zu unserem Vorteil ist das Land in einer grossen Parzelle zusammengefasst, was uns viel Fahrtzeit erspart», erklärt Herr Schürch. Die Böden seien allerdings sehr trocken und liefern deshalb nicht viel Ertrag. «Wir bauen häufig Weizen an, aber die Milchwirtschaft ist für uns wirtschaftlich gesehen viel wichtiger.»

Gentechfrei zu sein, ist für Vermarktung sinnvoll

Ohne Direktzahlungen des Bundes könnten sie nicht weiterbestehen. Die seien aber an ökologische Kriterien geknüpft. «IP heisst: so viel wie nötig, aber so wenig wie möglich», fasst Schürch die IP-Philosophie zusammen. Der Bund übernehme nun aber immer mehr IP-Kriterien für seine ökologischen Direktzahlungen, wodurch es den IP-Bauern erschwert würde ihre Produkte zu höheren Preisen zu verkaufen.

Die Schürchs haben sich im Abstimmungskampf für das Gentech-Moratorium engagiert. «Wir wollten zeigen, dass die Landwirtschaft relativ geschlossen gegen die Gentechnologie ist.» Es sei sehr schnell gegangen, die anderen Bauern aus zehn umliegenden Gemeinden zu überzeugen und dort gentechfreie Zonen einzurichten. «Gentechnisch veränderte Pflanzen bringen uns überhaupt nichts», erklärt Susanna Schürch. «Es ist vermarktungstechnisch ein Vorteil gentechfrei zu produzieren, da wir die Landwirtschaft positiv verkaufen können», meint ihr Mann.

Dazu komme, dass die schweizerischen Saatgutsorten für die lokalen Bedingungen gut angepasst seien und damit der ökologische Auftrag des Bundes gut umgesetzt werden könne. Die Multis würden ihnen einfach eine Standardsorte verkaufen und sie davon abhängig machen. «Es gibt auch einen ethischen Standpunkt», fügt der Biobauer hinzu. Die Schöpfung sei während Millionen von Jahren entstanden und man könne nicht meinen, sie in einer kurzen Zeitspanne verbessern zu können. «Es wird nur noch mit kurzfristigen Gewinnen gerechnet», bedauert er.

Als ich wieder gehe, spazieren andere Leute über den Hof. Mit seinen Kühen, Hühnern, Minischweinchen, Eseln und Kaninchen ist es ein attraktiver Ort. Die Tiere seien für Besucher da. Der Vorgänger habe einen Zaun und eine stinkende Schweinehaltung gehabt. «Wir wollen einen offenen Hof mit einem guten Ruf.» (ff)

Diese Seite ist eine der erfolgreichen Schlussarbeiten aus dem Praxiskurs «Schreiben für Printmedien», den bz-Redaktor Philip Meyer im Auftrag der Universität Basel durchführt.